

引

Originaldokument
Einführung
© Verlag C.H.Beck

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck



China heute

Mit 9,6 Millionen Quadratkilometern erstreckt sich China heute über ein Gebiet, das mehr als doppelt so groß ist wie die Gesamtfläche der 27 Staaten der Europäischen Union. Entsprechend vielfältig sind die Landschaftstypen, Klimabereiche und Vegetationszonen, was nicht ohne Folgen für die Herausbildung spezifischer Kulturausprägungen bleiben konnte.

Nach Westen hin wird das Land durch hochaufragende Gebirge abgeschirmt: darunter Tianshan, Kunlun, Karakorum und Himalaya mit einer ganzen Reihe von Sieben- und Achttausendern. Unbezwingbare Barrieren sind die Höhenzüge jedoch nicht, auch wenn die Pässe über viele Monate im Jahr mit Eis und Schnee bedeckt sind. Daß trotzdem ein intensiver Austausch von Gütern und Ideen möglich war, zeigt nicht zuletzt die weit zurückreichende Erfolgsgeschichte der Seidenstraße.

Zwar liegt ein Teil des Turfan-Beckens 154 Meter unter dem Meeresspiegel, doch ist Tiefland ansonsten eher rar. Nur 14 Prozent der Gesamtfläche befinden sich in Zonen, die weniger als 500 Meter über dem Meeresspiegel liegen, während sich 33 Prozent über das Hochland (mit mehr als 2000 Metern) erstrecken. Mindestens ein Drittel des Landes wird durch Bergketten strukturiert, die eine Höhe von 1000 bis 2000 Metern aufweisen.

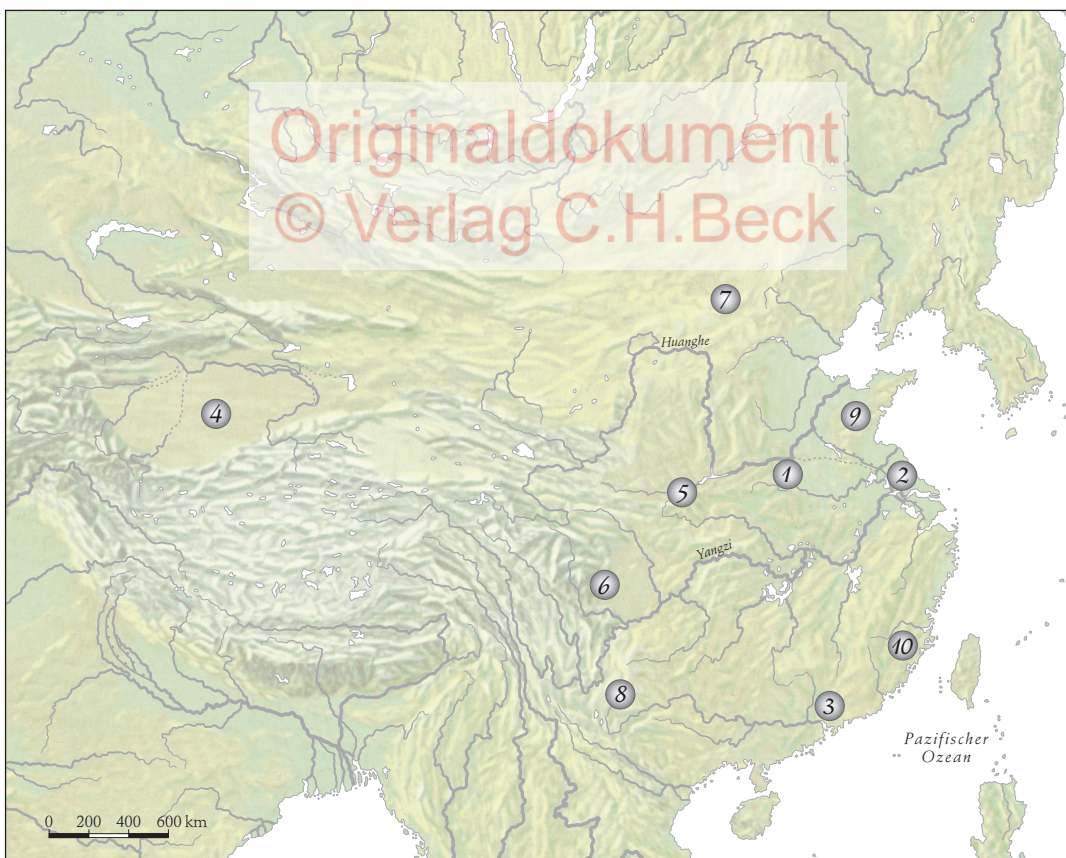
Ähnlich unwegsam wie die Hochgebirge sind jene Gebiete, in denen Dürre und Desertifikation zu einer dramatischen Verknappung des Wasserhaushalts und einer dauerhaften Schädigung der Vegetationsdecke führten. Viele Plateaus, Becken und Senken weisen einen ariden oder semiariden Charakter auf und sind Bestandteile eines Trockengürtels, der bis nach Nordafrika reicht; dazu zählt mit der Gobi auch die zweitgrößte Wüste der Erde. Das Überleben ist hier – ebenso wie in der Taklamakan – nur innerhalb eines Netzwerks von Oasen möglich.

In der Steppenregion wachsen hingegen zumindest Trockengras und Buschwerk, so daß eine weiträumige Viehwirtschaft betrieben werden kann. Bei den verschiedenen Formen der Tierhaltung – von Transhumanz bis Nomadismus – hat der Wechsel der Weideplätze in einem festen saisonalen Rhythmus zu erfolgen, der nicht nur den Jahreslauf bestimmt, sondern auch die politischen und sozialen Strukturen beeinflusst.

		Temperaturen	Niederschläge	Vegetationsperiode
Tiefebene	① Nordchinesische Tiefebene (Henan u.a.)	Winter kalt Sommer heiß	große Schwankungen	bis zu 240 Tagen
	② Yangzi-Ebene (Jiangsu u.a.)	Winter mild Sommer warm	hoch, ausgeglichen	bis zu 270 Tagen
	③ Perlfuß-Ebene (Guangdong)	Winter mild Sommer heiß	hoch, ausgeglichen	bis zu 360 Tagen
Becken	④ Tarim-Becken (Xinjiang)	Winter sehr kalt Sommer heiß	extrem gering	in Oasen bis zu 200 Tagen
	⑤ Shaanxi-Becken (Shaanxi)	Winter kalt Sommer warm	große Schwankungen	bis zu 200 Tagen
	⑥ Sichuan-Becken (Sichuan)	Winter mild Sommer heiß	hoch, ausgeglichen	bis zu 360 Tagen
Hochebene	⑦ Mongolisches Plateau (Innere Mongolei)	Winter sehr kalt Sommer warm	gering, unausgeglichen	bis zu 100 Tagen
	⑧ Südwest-Plateau (Yunnan u.a.)	Winter mild Sommer warm	hoch, ausgeglichen	bis zu 300 Tagen
Mittelgebirge	⑨ Shandong-Gebirge (Shandong)	Winter kalt Sommer warm	mäßig, ausgeglichen	bis zu 210 Tagen
	⑩ Südöstliches Küstengebirge (Fujian)	Winter mild Sommer heiß	hoch, ausgeglichen	bis zu 360 Tagen

Landschaftsräume (Auswahl)

Zahlreiche Flüsse durchziehen wie Lebensadern das Land. Von besonderer Bedeutung sind dabei der Yangzi und der Huanghe (der «Gelbe Fluß») mit einer Länge von 5530 bzw. 4672 Kilometern. Diese und viele weitere Ströme bilden freilich keine unüberwindbaren Hindernisse, sondern Verbindungsstränge, die Menschen und Kulturen einander näherbringen. Abgesehen davon sind sie essentiell für die Bewässerung, aber auch eine enorme Gefahrenquelle, da sie regelmäßig über die Ufer treten und dabei verheerende Schäden anrichten.



*Landschaftsräume
(die Zahlen beziehen sich auf die gegenüberliegende Tabelle)*

Insbesondere in seinen nördlich der Yangzi-Mündung befindlichen Abschnitten bildet der schwer zugängliche Küstenstreifen, der das Land im Osten säumt, eine deutliche Begrenzung, welche sich auch im Bewußtsein der Bevölkerung festgesetzt hat, und die im Süden anschließende Inselwelt scheint die Wahrnehmung erst relativ spät beeinflusst zu haben. Zwar lassen sich maritime Kontakte mit unterschiedlichen Regionen Asiens schon relativ früh ausmachen, doch muß man zunächst wohl vor allem ausländische Seefahrer für das Entstehen geregelter Handelsbeziehungen verantwortlich machen. Zu einer ernstzunehmenden Seemacht entwickelte sich China nur für kurze Zeit im 15. Jahrhundert: also nach dem Ende des in diesem Buch behandelten Zeitraums.

Der Vielfalt der Landschaftstypen entsprechen die klimatischen Gegensätze. Während der Küstenbereich dem jahreszeitlichen Rhythmus der Monsunwinde unterworfen ist, werden Teile des Landesinneren durch kontinentale Luftmassen aus dem Westen beherrscht. In einer Grobklassifikation lassen sich mindestens drei größere Zonen identifizieren, die – von Süden nach Norden – durch tropische, subtropische und gemäßigte Klimata gekennzeichnet sind. Entsprechend groß sind die regionalen Unterschiede bei den Temperaturen und Niederschlägen.

Zusammen mit den naturräumlichen Besonderheiten bestimmt dies ganz entscheidend die Produktivität der Landwirtschaft. Seriöse Schätzungen gehen davon aus, daß maximal zwölf bis dreizehn Prozent der Gesamtfläche Chinas als Ackerland genutzt werden können und daß davon wiederum nur ein kleiner Teil Spitzenerträge gewährleistet. Besonders reich fallen die Ernten im Sichuan-Becken sowie in den Tiefebene aus, die durch die Unterläufe von Huanghe und Yangzi geprägt sind. Zwischen den beiden Flüssen verläuft eine horizontale Trennlinie, welche die Gebiete, in denen primär Weizen angebaut wird, von jenen scheidet, in denen die Kultivierung von Reis im Vordergrund steht.

Da mäßig fruchtbare Böden häufig mit dünner Besiedelung einhergehen, sind die Produktionszahlen natürlich nur bedingt aussagefähig. Dennoch läßt sich erahnen, wie limitiert die agrarischen Ressourcen und wie dramatisch die Folgen von Dürren und Überflutungen sind. So konnte selbst die eher zur Beschönigung neigende offizielle Geschichtsschreibung einst nicht umhin, Jahr für Jahr Naturkatastrophen, Hungersnöte und Epidemien zu vermelden.

Als kulturelle Keimzelle wird traditionell das Lößgebiet am Unterlauf des Huanghe betrachtet. Diese Deutung ist jedoch heute nicht mehr haltbar. Archäologische Funde aus vermeintlich peripheren Gebieten belegen nämlich, daß in weiten Teilen des Landes höchst eigenständige Traditionen gepflegt wurden, deren materielle und geistige Impulse langfristig ebenfalls zur Herausbildung jener Charakteristika beitrugen, die wir heute mit dem Land und seinen Bewohnern verbinden.

Originaldokument

Die Menschen

© Verlag C.H.Beck

China ist bis heute ein Vielvölkerstaat. Allerdings werden mehr als neunzig Prozent der Gesamtbevölkerung den Han zugerechnet: einer primär kulturell definierten Gruppe, die das politische Leben dominiert und deren Angehörige von Außenstehenden als typische Repräsentanten des Landes wahrgenommen werden. Diese «Chinesen» bilden indes keineswegs jene bruchlos bis in mythische Zeiten zurückreichende «Nation», die von einer auf Kontinuität bedachten Geschichtsschreibung immer wieder propagiert wird. Noch in den letzten beiden Jahrtausenden kam es zu intensiven Assimilierungsprozessen, in deren Verlauf nicht nur die jeweiligen Nachbarn beeinflusst wurden; denn umgekehrt profitierten auch die Han von den Impulsen fremder Traditionen.

Die daraus resultierenden Regionalismen wirken bis in die Gegenwart. Der kulturellen Heterogenität entspricht die sprachliche Vielfalt, und neben verschiedenen Ausformungen des Mandarin sind heute noch eine ganze Reihe von Dialekten in Gebrauch: insbesondere Kantonesisch, Wu, Minbei, Minnan, Gan, Xiang und Hakka. Untereinander sind diese Mundarten jedoch kaum verständlich, weshalb der Schrift eine besondere Rolle zukommt. Deren Zeichen können nämlich trotz unterschiedlicher Aussprache im ganzen Lande verstanden werden und bilden dadurch ein wichtiges Element – wenn nicht sogar das wichtigste Element – der Han-Identität. Allerdings setzt die Beherrschung dieses Mediums einen mehrjährigen Unterricht voraus, den in der Kaiserzeit nur eine kleine Minderheit genoß.

Ein weiterer einender Faktor war die selbsthafte Lebensweise und die Konzentration auf den Ackerbau. Reis spielte dabei eine wesentliche Rolle, war aber ursprünglich nicht das wichtigste Produkt. Zwar wurde er entgegen einer weitverbreiteten Annahme bereits relativ früh auch im Norden kultiviert, doch überwogen auf den dort angelegten Trockenfeldern andere Getreidearten: insbesondere Hirse und Weizen. Die Anpflanzung auf bewässerten Terrassen erwies sich indes nur im Süden als praktikabel. Anders als die mobile Herdenhaltung, die bei den Han verpönt war und schlichtweg als «barbarisch» galt, stand die Landwirtschaft stets in hohem Ansehen. Auch wurden fast im ganzen Land Maulbeerbäume gesetzt, um den dome-

stizierten Insekten, aus deren Drüsensekret die Seide gewonnen wurde, eine Nahrungsquelle zu geben.

Glaubt man den Quellen, dann war die Textilherstellung eigentlich die einzige ernstzunehmende Tätigkeit, die sich für Frauen aller sozialen Schichten schickte. Jede andere Beschäftigung, die mit gesellschaftlichem Ansehen verbunden war und über die Sphäre des eigenen Haushalts hinausreichte, wurde hingegen – ebenso wie die Regelung sämtlicher politischer und rechtlicher Angelegenheiten – von Männern dominiert. Obschon im Prinzip auch die Aufgabenzuweisung innerhalb der Familie dem Diktat des Hausherrn unterlag, entsprachen die tatsächlichen Binnenstrukturen wohl nicht immer den ideologischen Vorgaben. Vor allem die starke Position der Schwiegermütter sollte nicht unterschätzt werden: freilich nur in der Oberschicht; denn bei der Bevölkerungsmehrheit waren die sozialen Einheiten meist sehr klein und bestanden lediglich aus den Eltern und ihren unverheirateten Kindern.

Unabhängig von der Haushaltsgröße war das Verwandtschaftssystem der Han, soweit sich dies zurückverfolgen läßt, durch die Weiterführung der väterlichen Linie geprägt. Dabei wurde die Deszendenz durch Genealogien bestimmt, die sich über erstaunlich viele Generationen erstrecken konnten. Die Erstellung möglichst langer Listen war allerdings nicht nur auf den Wunsch zurückzuführen, das eigene Ansehen durch eine weit zurückreichende Abstammungsrechnung zu erhöhen, sondern auch auf das Bestreben, soziale Verknüpfungen mit Hilfe von fiktiven Vorfahren zu konstruieren.

Die Verpflichtung zur Fortführung der Patriline und zur daran gebundenen Verehrung der Ahnen war verantwortlich dafür, daß Söhne geschätzt, Töchter dagegen nicht selten nach der Geburt getötet wurden. Die Kommunikation mit den Vorfahren diente einerseits zum Brückenschlag mit dem Jenseits, andererseits förderte sie aber auch den Zusammenhalt unter den Nachfahren und die Weitergabe jener ethischen Normen, die den Respekt gegenüber vorangegangenen Generationen einforderten: vor allem mit Hilfe heute weltfremd anmutender Ritenkompendien, deren Autoren sich bevorzugt auf Konfuzius beriefen. Allerdings fanden sich wesentliche Aspekte dieser Auffassung auch im Daoismus, der in seiner religiösen Ausformung relativ hierarchisch organisiert war, und sogar im Buddhismus, der nach seiner Einführung in China viele Elemente aufnahm, die seiner asketischen Grundhaltung eigentlich widersprachen.

Die politische Ordnung wurde gerne als Abbild der Verwandtschaftsstruktur betrachtet. Mit einer Einschränkung: Der Kaiser war von seinen

Untertanen weitaus deutlicher abgehoben als das Familienoberhaupt von seinen Angehörigen. Schließlich verstand er sich nicht nur als Gebieter über das Reich, sondern auch als Mittler zwischen Menschheit und Kosmos. So wollte es zumindest die Staatsdoktrin, welche überdies die Bevölkerung – genauso apodiktisch – in vier Schichten untergliederte: (von oben nach unten) Gelehrte, Bauern, Handwerker und Kaufleute.

Erdacht wurde dieses Gesellschaftsmodell offenkundig von den Angehörigen der Bildungselite, die sich von Zeit zu Zeit genötigt sahen, ihre eigene Stellung in den Vordergrund zu rücken. In Wirklichkeit waren die gesellschaftlichen Trennlinien hingegen selten so scharf, und Beamte, Offiziere, Großgrundbesitzer und Unternehmer bildeten oft genug Allianzen. Noch einflußreicher waren in manchen Epochen jedoch die Eunuchen und die affinalen Verwandten des Kaisers. Die aufgrund von Kompetenz, Reichtum oder Familienzugehörigkeit zur Oberschicht gerechneten Gruppierungen besaßen zwar nicht die Exklusivität und Kontinuität des europäischen Adels, hatten aber zumindest in einigen Epochen ähnliche Funktionen inne, weswegen sie in diesem Buch bisweilen unter dem Begriff Nobilität zusammengefasst werden.

Die Privilegierten bildeten eine winzige Minderheit. Das zeigt zum Beispiel schon die Tatsache, daß die Zahl der Beamten stets weit unter einem Prozent der Gesamtbevölkerung lag. Umgekehrt war das Heer der Analphabeten riesig. Die ältesten demographischen Daten, denen man ein Mindestmaß an Zuverlässigkeit beimessen kann, gehen auf das Jahr 2 zurück, als man etwas weniger als sechzig Millionen Einwohner zählte. Für die folgenden Jahrhunderte zeigen die Statistiken dann einen deutlichen Schwund an, doch ist nicht immer klar, ob dies auf einen tatsächlichen Rückgang oder unzulängliche Erhebungen zurückzuführen ist. Ein massiver Anstieg läßt sich erst von den Melderegistern des 11. Jahrhunderts ableiten.

Auch die Schätzungen der Bevölkerungszahlen in den Städten sind nicht frei von Unwägbarkeiten, doch kann man wohl davon ausgehen, daß in den Metropolen Xi'an, Kaifeng und Hangzhou, in denen vom 7. bis zum 13. Jahrhundert die Kaiser residierten, jeweils über eine Million Menschen lebte. Parallel zur Urbanisierung verschoben sich die demographischen und ökonomischen Zentren des Landes: Kriege, Naturkatastrophen und Hungersnöte führten mehrfach zur Massenmigration in die Regionen südlich des Yangzi, wodurch die Wirtschaft in den einstigen Randgebieten einen ungeheuren Aufschwung erhielt.

Der autochthonen Bevölkerung, die bis dahin relativ unbehelligt ihre eigenen Traditionen pflegen konnte, blieben in der Folge nur zwei Alterna-

tiven: die Assimilation oder der Rückzug in immer entlegene Gegenden. Ganz konnte sie sich der «Umarmung» durch die Han aber gewöhnlich nicht entziehen, und nur den Herrscherhäusern von Nanzhao (738–902) und Dali (937–1253) gelang es in der heutigen Provinz Yunnan über längere Zeit, ihre Selbständigkeit zu wahren. Zwar kam es durchaus vor, daß die Zuwanderer in das ganz anders geartete Sozialgefüge der Einheimischen integriert wurden, doch setzten sich weit häufiger die Immigranten durch und pflanzten den «Barbaren» ihre patrilineare Deszendenz auf.

Zunächst kamen die Händler, dann die Bauern. Eine staatliche Intervention erfolgte in der Regel erst dann, wenn an der Peripherie zu Wohlstand und Einfluß gelangte Han zur Absicherung ihrer Stellung ein Nachrücken der Administration forderten oder wenn das fiskalische Interesse der Zentralregierung erwachte. Mitunter sorgte die Errichtung von Militärkolonien für einschüchternde Präsenz, doch erwies sich eine andere Strategie als weitaus erfolgreicher: die Einsetzung oder Bestätigung von einheimischen Führungskräften, denen innerhalb ihres Territoriums freie Hand gelassen wurde, solange sie den Hegemonieanspruch des Kaisers in Form von Tributeleistungen anerkannten.

Die dadurch legitimierte Elite nutzte jedoch häufig den Rückhalt bei der Zentralregierung zum Ausbau der eigenen, in dieser Form in der überkommenen Gesellschaftsordnung nicht verankerten Macht, häufte Landbesitz an, scharte Verwandte und Freunde um sich und verlieh ihrem Klientel Boden und Titel, so daß sich neue Schichten herausbildeten. Für den Tausende von Kilometern entfernten Hof war die Politik indirekter Herrschaft auch ökonomisch von Vorteil: Eine direkte Verwaltung wäre nämlich weitaus kostspieliger gewesen. Ganz abgesehen davon, daß die Mehrzahl der chinesischen Beamten viel zu selbstgefällig war, um freiwillig die Sprachen und Gebräuche der «Barbaren» zu erlernen, paktierten die oft strafversetzten Han allzu leicht mit den Fremden.

Im Grunde war die Einstellung gegenüber den ethnischen Minderheiten innerhalb der Reichsgrenzen nicht sehr viel anders als der Umgang mit jenen Nachbarstaaten, in denen eine durch chinesische Konventionen geprägte Oberschicht an der Macht war, die unter Umständen sogar nachhaltiges Interesse an einer Legitimation durch den Kaiser hatte. So wirkten die Normen, die in den Jahrhunderten vermittelt wurden, in denen Teile Vietnams eine chinesische Provinz bildeten, auch nach der Unabhängigkeit weiter, und die dort ansässigen Eliten griffen gerne auf die importierte Staatsdoktrin zurück, wenn es darum ging, die eigenen Privilegien zu schützen.

Während der Süden als geradezu «natürliches» Expansionsgebiet be-

trachtet wurde, überwog gegenüber dem Norden eine defensive Einstellung. Am Rande der Steppenzzone trafen denn auch zwei Welten aufeinander. Das äußerte sich weniger in den Gesellschaftsordnungen – hier wie dort pflegte man ein System patrilinearer Deszendenz, patrilokaler Wohnordnung und starker sozialer Stratifikation – als in den Wirtschaftsformen. Die Völker der Steppe konzentrierten sich nämlich auf die Viehzucht und wechselten mehrfach im Jahr die Weideplätze: ein Beweis für deren Rückständigkeit aus Sicht der agrarisch orientierten sesshaften Han.

Veranschaulicht wurde dieser Gegensatz nicht zuletzt durch die «Große Mauer», die allerdings erst im 16. Jahrhundert ihr lückenloses Aussehen erhielt. Bis dahin bestand sie in erster Linie aus einem System von Wach- und Signaltürmen, war also keine unüberwindbare Barriere, sondern eher eine Anlage, welche die Kontrolle von Grenzgängern, Händlern und Marodeuren erleichtern sollte. Implizit wollte man damit wohl auch die Weitergabe von Knowhow verhindern: vergeblich, wie die Geschichte gezeigt hat. Daß der Wall militärisch nur von eingeschränktem Nutzen war, zeigen die zahlreichen «Barbareneinfälle», die das Land mit steter Regelmäßigkeit bedrohten.

Manchen Steppenvölkern gelang es zudem, ihre Reiche weit nach China auszudehnen; am erfolgreichsten dabei waren die Konföderationen der Tuoba (Nördliche Wei-Dynastie: 386–534), Kitan (Liao-Dynastie: 916–1125), Tanguten (Westliche Xia-Dynastie: 1032–1227) und Dschurdschen (Jin-Dynastie: 1115–1235). Den Mongolen (Yuan-Dynastie: 1279–1368) blieb es freilich vorbehalten, erstmals das gesamte Reich – und überdies das bis dahin unabhängige Tibet – unter ihre Herrschaft zu bringen.

Militärische Präsenz und politische Autorität mündeten jedoch nicht zwangsläufig in kulturelle Dominanz, und üblicherweise paßten sich die fremden Machthaber in vielen Lebensbereichen an die Konventionen der von ihnen überwachten Bevölkerung an. Eine völlige Sinisierung, wie sie chinesische Quellen zuweilen nahelegen, blieb allerdings ebenso aus wie eine völlige Anpassung an die Gebräuche der «Barbaren».

Der für solche Epochen gerne unterstellte Verfall stellte keineswegs die Regel dar; schließlich war die kulturelle Blüte allenfalls bedingt an die nationale Einheit gebunden. Überdies gab es Regionen, die auf Dauer ohnehin schwer zu kontrollieren waren: so zum Beispiel die Oasen am Rande des Tarim-Beckens, in denen Menschen unterschiedlicher Herkunft aufeinandertrafen und ihre jeweiligen Sprachen, Schriften und Traditionen an die folgenden Generationen weitergaben.

<i>Sprache</i>	<i>Sprachzweig</i>	<i>Sprachfamilie</i>	<i>Schrift</i>
Tocharisch A	Tocharisch	Indoeuropäisch	Brahmi
Tocharisch B	Tocharisch	Indoeuropäisch	Brahmi; Manichäisch
Sogdisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Brahmi; Nestorianisch Manichäisch; Sogdisch
Parthisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Runen Manichäisch; Sogdisch
Baktrisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Hephtalitisch; Manichäisch
Khotan-Sakisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Brahmi
Tumshuk-Sakisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Brahmi Kharoshti
Mittelpersisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Pahlavi; Runen; Manichäisch; Sogdisch
Neupersisch	Iranisch	Indoeuropäisch	Arabisch; Nestorianisch Manichäisch; Hebräisch
Sanskrit	Indoarisch	Indoeuropäisch	Brahmi; Pala; Chinesisch
Prakrit	Indoarisch	Indoeuropäisch	Brahmi; Kharoshti
Griechisch	Griechisch	Indoeuropäisch	Griechisch
Syrisch	Semitisch	Afroasiatisch	Nestorianisch
Hebräisch	Semitisch	Afroasiatisch	Hebräisch
Alttürkisch	Türkisch	Altaisch	Runen; Brahmi; Phagspa; Tibetisch; Arabisch; Pahlavi; Uigurisch; Manichäisch; Sogdisch
Mongolisch	Mongolisch	Altaisch	Brahmi; Mongolisch Phagspa
Kitan	Mongolisch	Altaisch	Kitan
Tibetisch	Tibeto- birmanisch	Sinotibetisch	Sogdisch; Uigurisch; Tibetisch
Tangutisch	Tibeto- birmanisch	Sinotibetisch	Tangutisch
Chinesisch	Sinitisch	Sinotibetisch	Chinesisch; Brahmi; Sogdisch; Manichäisch

*Sprachen und Schriften in antiken Textfunden aus den Randzonen
von Taklamakan und Gobi (Nordwestchina)*

Am anderen Ende der Seidenstraße lag während der Han-Zeit (207 v. Chr. – 220 n. Chr.) das römische Imperium, von dem sich die offizielle Historiographie so beeindruckt zeigte, daß sie diesem zugestand, «auf derselben Stufe wie China»¹ zu stehen. Die damit verbundene Wertschätzung kam aber wohl nur dadurch zustande, daß damals keine direkten Kontakte zwischen den Zentren der beiden Reiche bestanden und die Schaffung einer positiv besetzten Gegenwelt frei von größeren Risiken war. Ganz anders verfuhr man mit den Xiongnu und Wusun, den mächtigen Nachbarn im Norden. Diese wurden zwar von der Geschichtsschreibung mit Abscheu bestraft, doch sahen sich die Herrscher immerhin genötigt, sie durch Seidenlieferungen und die Zuführung von Prinzessinnen zu beschwichtigen. Leicht waren die Lebensbedingungen in der Steppe nicht, und Xijun, die Enkelin des Kaisers Wu, klagte darob an der Schwelle zum 1. Jahrhundert v. Chr. bitterlich:

*Dorthin, wo der Himmel endet,
wurde ich vermählt. [...]
Als Unterkunft dient nun
ein filzbespanntes Zelt,
als Nahrung rohes Fleisch
und Stutenmilch.
Das Herz wird mir schwer,
so sehn' ich mich zurück!
Wär' ich ein gelber Kranich bloß
flög ich nach Haus' sogleich.²*